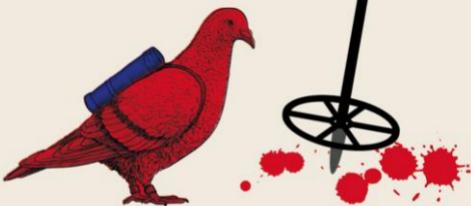


BENJAMIN STEVENSON

Die
**MÖRDERISCHEN
CUNNINGHAMS**

IRGENDWEN
HABEN WIR
DOCH ALLE AUF
DEM **GEWISSEN**



List

Benjamin Stevenson
Die mörderischen Cunninghams

BENJAMIN STEVENSON

DIE MÖRDERISCHEN CUNNINGHAMS

IRGENDWEN HABEN WIR DOCH ALLE AUF DEM GEWISSEN

Kriminalroman

Aus dem Englischen
von Robert Brack



List

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Die Originalausgabe erschien 2022
unter dem Titel *Everyone in my family has killed someone*
bei Michael Joseph,
ein Imprint von Penguin Random House,
in Sydney, Australien



List ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN 978-3-471-36057-6

© 2022 by Benjamin Stevenson
© der deutschsprachigen Ausgabe
2023 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Gesetzt aus der Janson Text
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

*Für Aleesha Paz.
Endlich ein Buch für dich.
Aber eigentlich sind sie dir alle gewidmet.*

»Geloben Sie, dass Ihre Detektive die Verbrechen rechtschaffen und ehrlich aufklären werden, indem diese sich nur der Geisteskräfte bedienen, die Sie ihnen verliehen haben, und sich weder auf göttliche Offenbarung, weibliche Intuition, Hokuspokus, Taschenspielertricks, Zufall oder Gottes Willen verlassen wollen?«

Schwur der Mitglieder des 1930 gegründeten »Detection Club«, einer Vereinigung von Kriminalschriftstellern, darunter Agatha Christie, G. K. Chesterton, Ronald Knox und Dorothy L. Sayers.

- 1) Der Verbrecher muss bereits früh in der Geschichte auftauchen, aber es darf niemand sein, dessen Gedankengänge der Leser bereits gefolgt ist.
- 2) Alle übernatürlichen oder abseitigen Mächte werden als Ursache des Geschehens ausgeschlossen.
- 3) Es sind maximal ein verschlossenes Zimmer oder ein geheimer Durchgang erlaubt.
- 4) Keine bisher unbekannten giftigen Substanzen dürfen verwendet werden sowie keine Verabreichungsarten, deren Funktion einer längeren wissenschaftlichen Erklärung bedarf.
- 5) Hinweis des Autors: Hier wurden unsensible historische Begriffe gestrichen.

- 6) Kein Zufall darf dem Detektiv zu Hilfe kommen, genauso wenig darf er über eine nicht nachvollziehbare Intuition verfügen, die ihn auf den richtigen Weg führt.
- 7) Der Detektiv darf nicht der Täter sein.
- 8) Der Detektiv darf keinen Spuren folgen, deren Vorhandensein dem Leser vorenthalten wurde.
- 9) Der dumme Freund des Detektivs, der Watson, darf keine Gedanken vorenthalten, seine Intelligenz sollte ein bisschen, nur ein kleines bisschen niedriger sein als die des durchschnittlichen Lesers.
- 10) Zwillinge und Doppelgänger dürfen nicht auftreten, es sei denn, wir wurden auf ihr Erscheinen tunlichst vorbereitet.

*Die 10 Gebote des Detektivromans
von Ronald Knox, 1929*

PROLOG

Irgendwen haben wir doch alle auf dem Gewissen. Für meine Familie, jedenfalls, ist das zutreffend: Jeder in meiner Familie hat jemanden umgebracht. Die Überflieger unter uns sogar mehr als eine Person.

Ich möchte nicht übertrieben dramatisch klingen, es ist ganz einfach die Wahrheit, und als ich vor der Aufgabe stand, dies hier aufzuschreiben, auch wenn es mir schwerfällt mit nur einer Hand, habe ich mir vorgenommen, strikt bei der Wahrheit zu bleiben. Das mögen Sie für naheliegend halten, aber moderne Kriminalromane vergessen das mitunter. In ihnen geht es mehr um die Tricks, die der Autor draufhat: um die Asse im Ärmel anstatt um die Karten auf der Hand. Im Goldenen Zeitalter des Kriminalromans spielte Ehrlichkeit eine große Rolle, bei den Christies und den Chestertons. Ich weiß das, denn ich schreibe Bücher darüber, wie man Bücher schreibt. Es gibt nämlich Regeln dafür. Ein Typ namens Ronald Knox, der damals zu den Großen gehörte, schrieb sie auf und nannte sie ein wenig hochtrabend »Die Zehn Gebote«. Sie stehen auf der ersten Seite dieses Buchs als Epigraf, das die meisten Leserinnen und Leser überschlagen. Aber glauben Sie mir, es lohnt sich, darauf zurückzugreifen. Vielleicht sollten Sie ein Eselsohr machen. Ich möchte Sie an dieser Stelle nicht mit allzu vielen Details langweilen, aber es läuft auf Folgendes hinaus: Die wichtigste Regel aus dem Goldenen Zeitalter lautet Fairplay.

Natürlich ist das hier kein Roman. All das ist mir wirklich zugestoßen. Aber letzten Endes geht es darum, dass ich einen

Mord aufklären muss. Mehrere sogar. Jetzt greife ich aber schon sehr weit vor.

Tatsächlich lese ich jede Menge Kriminalromane. Und ich weiß, dass heutzutage in vielen dieser Bücher ein »zuverlässiger Erzähler« sein Unwesen treibt, der uns die ganze Zeit Lügen auftischt. Und ich weiß auch, dass man mich wegen meiner Darstellung der Ereignisse vielleicht ebenfalls in diese Ecke drängen möchte. Deshalb strebe ich das genaue Gegenteil an. Sie dürfen mich als *zuverlässigen* Erzähler bezeichnen. Alles, was ich Ihnen erzähle, wird der Wahrheit entsprechen oder zumindest der Wahrheit, wie sie sich mir zu einem bestimmten Zeitpunkt darstellte. Nehmen Sie mich beim Wort.

Ich werde mich auch an Knox' Gebote Nr. 8 und 9 halten, denn in diesem Buch bin ich Watson *und* Detektiv, bin Autor wie auch Aufklärer, ich sammle Spuren und Indizien und verberge keineswegs meine Gedanken. Kurz gesagt: Mir geht es um Fairplay.

Das lässt sich sogar belegen. Falls sie nur an blutrünstigen Details interessiert sind, finden Sie die Todesfälle in diesem Buch – solche, die stattfinden oder von denen berichtet wird – auf Seite 22, Seite 54, Seite 73, ein Doppelangebot auf Seite 78 und ein Hattrick auf Seite 85. Dann dauert es eine Weile, aber es geht weiter auf Seite 113, Seite 221 (ungefähr), Seite 231, Seite 238, Seite 242, irgendwo zwischen Seite 255 und 263 (schwer zu sagen), Seite 274 und Seite 367. Ich verspreche, dass dies der Wahrheit entspricht, es sei denn, der Setzer hat beim Umbruch gepfuscht. Es gibt nur eine Lücke in der Handlung, und die ist so groß, dass man mit einem Lkw hindurchfahren könnte. Ich tendiere dazu, zu viel zu verraten. Es gibt keine Sex-Szenen.

Und sonst?

Sie möchten vielleicht meinen Namen wissen. Ich heiße Ernest Cunningham. Das klingt ein bisschen altmodisch, deshalb nennen die meisten mich Ernie. Ich hätte das gleich zu Beginn

sagen sollen, aber ich habe nur versprochen, zuverlässig zu sein, nicht kompetent.

Angesichts dessen, was ich Ihnen eingangs gesagt habe, ist es schwierig, einen Anfang zu finden. Wenn ich sage *Jeder in meiner Familie*, dann bezieht sich das auf meine Seite des Stammbaums. Auch wenn meine Nichte Amy einmal ein verbotenes Erdnussbutter-Sandwich zu einem Betriebsausflug mitgebracht hat und ihr Personalchef beinahe daran gestorben ist, würde ich sie nicht sehr weit oben auf der Liste ansiedeln.

Sehen Sie, wir sind keine Familie von Psychopathen. Einige von uns sind gute Menschen, einige nicht, manche haben einfach nur Pech gehabt. In welche Kategorie ich gehöre? Das habe ich noch nicht herausgefunden. Außerdem ist da noch diese Kleinigkeit mit einem Serienkiller namens *Black Tongue*, der irgendwie in der Geschichte mit drinhängt, und ein Bargeldbetrag in Höhe von zweihundertsiebenundsechzigtausend Dollar, aber dazu kommen wir noch. Ich weiß, dass Sie sich jetzt wahrscheinlich eine ganz bestimmte Frage stellen. Ich sagte: *Jeder*. Und ich habe versprochen, nicht zu tricksen.

Habe ich jemanden umgebracht? Ja, habe ich.

Und wen?

Fangen wir an.

MEIN BRUDER

KAPITEL I

Der Lichtstrahl, der sich hinter den Vorhängen bewegte, sagte mir, dass mein Bruder vorgefahren war. Als ich nach draußen ging, bemerkte ich zuerst, dass der linke Scheinwerfer nicht funktionierte. Und dann das Blut.

Der Mond war bereits untergegangen, bis zum Sonnenaufgang dauerte es noch, aber selbst in der Dunkelheit erkannte ich sofort, welche Bewandtnis es mit den Spritzern auf dem zer-splitterten Scheinwerfer und den Schlieren auf dem verbeulten Radkasten hatte.

Eigentlich bin ich keine Nachteule, aber Michael hatte mich eine halbe Stunde zuvor angerufen. Es war einer dieser Anrufe, bei denen man angesichts der Uhrzeit nicht davon ausgeht, dass es um einen Lotteriegewinn geht. Einige meiner Freunde rufen mich manchmal nach dem Feiern aus einem Uber an, um mir brühwarm von ihrer Nacht zu berichten. Michael tut das nicht.

Außerdem stimmt das nicht ganz. Leute, die mich nach Mitternacht anrufen, sind nicht meine Freunde.

»Ich brauche deine Hilfe. Jetzt gleich.«

Er hatte schwer geatmet. Keine Nummer auf dem Display, er rief aus einer Telefonzelle an. Oder einer Bar. Die folgende halbe Stunde verbrachte ich zitternd, obwohl ich eine dicke Jacke angezogen hatte. Ich wischte ein rundes Guckloch in den feuchten Film auf der Fensterscheibe, um besser sehen zu können. Schließlich hatte ich die Warterei aufgegeben und mich aufs Sofa gesetzt, bis das Licht seines Scheinwerfers röthlich hinter meinen Augenlidern aufgeflammt war.

Das Geräusch des Motors wurde lauter, als der Wagen endgültig vor dem Haus zum Stehen kam, dann stellte Michael ihn ab. Die Lichter ließ er brennen. Ich schlug die Augen auf, ließ meinen Blick kurz über die Decke gleiten, als wollte ich mir diesen Wendepunkt meines Lebens vergegenwärtigen, dann ging ich nach draußen. Michael saß im Wagen, den Kopf aufs Lenkrad gelegt. Ich lief durch das grelle Scheinwerferlicht und klopfte ans Fahrerfenster. Michael stieg aus. Er war aschfahl im Gesicht.

»Sieht aus, als hättest du noch mal Glück gehabt«, sagte ich und deutete mit dem Kopf auf den kaputten Scheinwerfer.
»Kängurus sind echt die Pest.«

»Ich hab jemanden angefahren.«

»Hm-hm.« Ich war noch nicht ganz wach und registrierte nur am Rande, dass er *jemanden* und nicht *etwas* gesagt hatte. Ich wusste nicht, wie Leute in solchen Situationen reagieren, also dachte ich, es wäre am besten, wenn ich Verständnis signalisierte.

»Einen Mann. Voll getroffen. Er liegt hinten drin.«

Schlagartig war ich wach. *Hinten drin?*

»Was zum Teufel meinst du mit *hinten drin?*«

»Er ist tot.«

»Liegt er auf dem Rücksitz oder im Kofferraum?«

»Was spielt denn das für eine Rolle?«

»Hast du was getrunken?«

»Nicht viel.« Er zögerte. »Vielleicht ein bisschen.«

»Auf dem Rücksitz?« Ich machte einen Schritt zur Tür, streckte den Arm aus, aber Michael hob warnend die Hand. Ich hielt inne und sagte: »Wir müssen ihn ins Krankenhaus bringen.«

»Er ist tot.«

»Wollen wir jetzt ernsthaft darüber streiten?« Ich fuhr mir mit der Hand durch die Haare. »Michael, komm schon, bist du sicher?«

»Kein Krankenhaus. Sein Hals ist verdreht. Der Schädel zur Hälfte eingedrückt.«

»Ich würde lieber einen Arzt draufschauen lassen. Am besten wir rufen Sof-«

»Dann erfährt es Lucy«, unterbrach er mich. Es klang sehr verzweifelt, der Subtext war klar: *Lucy wird mich verlassen*.

»Alles wird gut.«

»Ich hab was getrunken.«

»Aber nur ein bisschen«, erinnerte ich ihn.

»Ja.« Er machte eine Pause. »Nur ein bisschen.«

»Die Polizei hat sicher Verständ-«, begann ich, aber wir wussten beide, dass der Name Cunningham, wenn er in einer Polizeistation ausgesprochen wurde, böse Geister zum Leben erweckte. Das letzte Mal, dass wir mit Polizisten in einem Raum waren, war während der Beerdigung, ein Meer aus blauen Uniformen. Ich war groß genug gewesen, um mich den ganzen Tag am Unterarm meiner Mutter festzuhalten, aber auch zu klein, um irgendetwas anderes tun zu dürfen. Kurz stellte ich mir vor, was Audrey jetzt von uns denken würde, wie wir hier fröstelnd im Morgengrauen herumstanden und uns über einen Toten unterhielten. Ich schob den Gedanken lieber beiseite.

»Er ist nicht tot, weil ich ihn überfahren habe. Jemand hat ihn erschossen, und *dann* hab ich ihn überfahren.«

»Hm-hm.« Ich bemühte mich, so zu klingen, als würde ich ihm glauben, aber es gibt durchaus Gründe dafür, warum meine schauspielerischen Aktivitäten sich größtenteils auf stumme Rollen in Schultheateraufführungen beschränken: Tiere auf dem Bauernhof, Mordopfer, Gestrüpp. Ich streckte erneut die Hand nach dem Türgriff aus, aber Michael stellte sich dazwischen.

»Ich hab ihn nur aufgehoben. Ich dachte ... weiß auch nicht ... es wäre besser, als ihn auf der Straße liegen zu lassen. Und dann wusste ich nicht mehr weiter und bin hergekommen.«

Ich sagte nichts dazu, nickte nur. Der Familie widersetzt man sich nicht.

Michael wischte sich mit der Hand über den Mund und ließ sie dort. Das Lenkrad hatte eine kleine rötliche Delle in seine Stirn gedrückt. »Es spielt doch keine Rolle, wo wir ihn hingeben«, sagte er schließlich.

»Okay.«

»Wir sollten ihn begraben.«

»Okay.«

»Hör auf damit.«

»In Ordnung.«

»Du sollst aufhören, mir zuzustimmen.«

»Dann bringen wir ihn ins Krankenhaus.«

»Bist du auf meiner Seite oder nicht?« Michael warf einen Blick auf den Rücksitz, stieg in den Wagen und startete den Motor. »Ich bring das in Ordnung. Steig ein.«

Natürlich würde ich einsteigen. Keine Ahnung, warum. Vielleicht weil ich mir einbildete, wenn wir erst mal im Auto säßen, könnte ich ihn zur Vernunft bringen. Tatsächlich aber wusste ich es besser. Wenn dein großer Bruder vor dir steht und dir erklärt, alles wird gut, dann spielt es keine Rolle, wie alt du bist – ob fünf oder fünfunddreißig. Wenn dein großer Bruder sagt, er bringt das in Ordnung, dann glaubst du ihm. Familie eben.

Ganz kurz: Zu diesem Zeitpunkt der Geschichte bin ich eigentlich schon achtunddreißig und einundvierzig wenn sie zu Ende erzählt ist, aber ich dachte, wir können ein paar Jahre unterschlagen, damit mein Verlag an die großen Namen ran kommt, wenn es darum geht, einen passenden Schauspieler für die Verfilmung zu finden.

Ich stieg ein. Unter dem Beifahrersitz stand eine Nike-Sporttasche mit geöffnetem Reißverschluss. Vollgestopft mit Geldscheinen. Nicht etwa ordentlich gefüllt mit Bündeln, die, wie im Film, mit Gummibändern oder Banderolen aus Papier zusammengehalten werden, sondern so vollgestopft, dass die Scheine sich schon im Fußraum verteilten. Ich fand es eigenartig, meine Füße daraufzustellen, es war wirklich viel Geld.

Und sehr wahrscheinlich hatte der Mann auf dem Rücksitz deswegen sterben müssen. Ich schaute nicht in den Rückspiegel. Okay, kurz hab ich es versucht, aber ich konnte nur einen dunklen Schatten erkennen, der eher wie ein konturloses Loch aussah als ein Körper. Jedes Mal, wenn die Umrisse deutlicher wurden, schaute ich weg.

Michael startete den Motor und fuhr rückwärts aus der Einfahrt. Ein Schnapsglas oder so was Ähnliches fiel vom Armaturenbrett und rollte unter den Sitz. Ein leichter Geruch nach Whiskey hing in der Luft. Ausnahmsweise einmal war ich froh, dass mein Bruder gerne Joints in seinem Wagen rauchte, denn die Marihuana-Ausdünstungen der Polster überdeckten den Geruch des Todes. Der Kofferraumdeckel klapperte, als wir über die Bordsteinkante fuhren.

Ein schrecklicher Gedanke schoss mir durch den Kopf. Der Scheinwerfer *und* der Kofferraum waren demoliert – als hätte Michael etwas zweimal gerammt.

»Wohin fahren wir?«, fragte ich.

»Hm?«

»Weißt du, wo du hinwillst?«

»Ach so. Nationalpark. In den Wald.« Michael schaute mich kurz an, konnte mir aber nicht in die Augen sehen. Also warf er einen Blick auf den Rücksitz, was er sofort bereute. Er beeilte sich, nach vorn zu schauen. Dann fing er an zu zittern. »Ich weiß auch nicht. Ich hab noch nie eine Leiche verscharrt.«

Wir waren bereits mehr als zwei Stunden unterwegs, als Michael entschied, dass wir nun über genug Feldwege gerumpelt waren. Er lenkte den klappernden Wagen auf eine Lichtung und hielt an. Ein paar Kilometer zuvor hatten wir die Feuerwehrtrasse verlassen und waren querfeldein gefahren. Bis zum Sonnenaufgang konnte es nicht mehr lange dauern. Über allem lag eine dünne, hell schimmernde Schneeschicht.

»Hier ist es gut«, sagte Michael. »Alles klar bei dir?«

Ich nickte. Oder bildete es mir ein. Anscheinend bewegte ich mich keinen Millimeter, denn Michael schnippte mit dem Finger vor meinem Gesicht, um mich aus meiner Trance zu reißen. Mir gelang das schwächste Kopfnicken in der Geschichte der Menschheit, als wären meine Nackenwirbel eingerostet. Für Michael genügte es.

»Nicht aussteigen«, sagte er.

Ich starrte geradeaus. Hörte, wie er die hintere Beifahrertür öffnete, sich zu schaffen machte und den Mann – dieses Loch in der Welt – aus dem Wagen zog. Mein Gehirn bäumte sich auf, wollte, dass ich etwas unternahm, aber mein Körper weigerte sich. Ich konnte mich nicht bewegen.

Nach einigen Minuten kam Michael zurück. Er schwitzte und hatte Dreck im Gesicht. Sich auf dem Lenkrad abstützend in den Wagen gebeugt, forderte er mich auf: »Komm, hilf mir graben.«

Meine Glieder entspannten sich. Ich nahm an, dass der Boden gefroren war, erwartete leises Knirschen unter den Schuhsohlen, aber dann sanken meine Füße ohne Widerstand bis über die Knöchel ein. Ich schaute nach unten. Der Boden war gar nicht schneedeckt, sondern von Spinnweben überzogen. Die Netze breiteten sich zwischen den hohen Grashalmen aus, vielleicht einen Fuß hoch über dem Grund, lagen so dicht übereinander und waren so strahlend weiß, dass sie wie eine feste Oberfläche aussahen. Was ich für glitzerndes Eis gehalten hatte, waren hell schimmernde feine Fäden. Michaels Fußspuren wirkten wie tiefe Löcher in einer Puderwüste. Die Spinnweben überzogen die gesamte Lichtung. Es sah majestatisch aus, ganz friedlich. Ich versuchte, den klumpigen Schatten in der Mitte dieses Netzes zu ignorieren, wo Michaels Fußspuren endeten. Ich folgte ihm. Es war, als würde ich durch eine schwebende Nebelschicht stapfen. Er führte mich ein Stück weit von der Leiche weg, wahrscheinlich damit ich nicht in Ohnmacht fiel.

Michael hatte eine Maurerkelle, aber er forderte mich auf,

mit den Händen zu graben. Ich weiß nicht, wieso ich mich darauf einließ. Während der ganzen Fahrt hatte ich erwartet, dass Michael wieder von der Angst überwältigt würde, die sich in dem Zittern geäußert hatte, als wir losgefahren waren. Ich dachte, irgendwann würde ihm klar werden, was er angerichtet hatte, und er würde umkehren. Im Gegenteil. Er lenkte den Wagen aus der Stadt hinaus in die Morgendämmerung und wurde immer ruhiger und stoischer.

Er hatte ein altes Handtuch ausgebreitet, das den Großteil der Leiche bedeckte. Trotzdem konnte ich einen weißen Ellbogen sehen, der wie ein abgebrochener Ast auf dem Spinnennetz lag.

»Nicht hinschauen«, sagte er jedes Mal, wenn ich einen Blick darauf warf.

Wir gruben eine weitere Viertelstunde, dann hörte ich auf.

»Mach weiter«, sagte Michael.

»Er bewegt sich.«

»Was?«

»Er bewegt sich. Sieh doch.«

Und tatsächlich, das Spinnennetz zitterte, und zwar mehr, als ein Luftzug es bewirkt hätte. Was eben noch wie eine Schneedecke ausgesehen hatte, verwandelte sich in einen wallenden weißen Ozean. Ich konnte es regelrecht spüren, als wäre ich selbst die Spinne, das Zentrum dieses Nervensystems.

Michael hörte auf zu graben und schaute auf.

»Setz dich ins Auto.«

»Nein.«

Michael ging hinüber und zog das Handtuch weg. Ich folgte ihm und sah jetzt zum ersten Mal den ganzen Körper. Oberhalb der einen Hüfte war ein glänzender dunkler Fleck. *Jemand hat ihn erschossen, dann hab ich ihn überfahren*, hatte Michael gesagt. Ich war mir nicht sicher. Schussverletzungen konnte ich bis dahin nur aus Filmen. Am Hals des Mannes konnte ich eine Ausbuchtung erkennen, es sah aus, als hätte er einen Golf-

ball verschluckt. Er trug eine schwarze Sturmhaube, aber die Umrisse stimmten nicht. Der Stoff hatte Wölbungen an den falschen Stellen. Als ich noch klein war, hat ein Kerl in meiner Schule zwei Kricket-Bälle in einen Strumpf gestopft und mir damit gedroht. Die Sturmhaube sah so ähnlich aus wie dieser Strumpf damals. Ich hatte den Eindruck, der Stoff war das Einzige, was diesen Schädel noch zusammenhielt. Die Maske hatte drei Löcher, zwei für die Augen, die geschlossen waren, und eins für den Mund. Auf seinen Lippen hatten sich kleine rote Bläschen gebildet, die leicht pulsierten. Der blutige Schaum nahm zu, troff über sein Kinn. Die Gesichtszüge konnte ich nicht erkennen, aber ein Blick auf seine fleckigen, sonnenverbrannten Arme und die wulstigen Adern auf seinem Handrücken sagten mir, dass er mindestens zwanzig Jahre älter war als Michael.

Ich bückte mich, verschränkte die Hände und drückte sie mehrmals leicht auf seine Brust. Der Brustkorb des Mannes gab nach, wie er es nicht tun sollte. Einen Moment lang kam es mir so vor, als wäre sein Torso, wie die Tasche mit dem Geld, in der Mitte von oben bis unten aufgezogen worden.

»Du tust ihm nur weh«, sagte Michael. Er fasste mich am Arm und zog mich hoch.

»Wir müssen ihn ins Krankenhaus bringen.«

»Das hält er nicht durch.«

»Vielleicht schon.«

»Bestimmt nicht.«

»Wir müssen es versuchen.«

»Ich kann nicht ins Krankenhaus gehen.«

»Lucy wird das verstehen.«

»Nein.«

»Du bist doch jetzt wieder nüchtern.«

»Vielleicht.«

»Du hast ihn nicht getötet. Du sagtest doch, er sei erschossen worden. Ist das sein Geld?«

Michael schnaubte zustimmend.

»Das hat er bestimmt gestohlen. Die Sache ist klar. Dir kann gar nichts passieren.«

»Es sind zweihundertsechzig Riesen.«

Sie und ich wissen bereits, dass es zweihundertsiebenundsechzigtausend Dollar sind, aber ich war doch beeindruckt, dass er zwar keine Zeit gehabt hatte, einen Krankenwagen zu rufen, aber genug, um das Geld zu zählen. Ziemlich genau sogar, denn wenn er nur geschätzt hätte, hätte er eine rundere Zahl angegeben, zweihundertfünfzig zum Beispiel. Er sagte es auch mit einem besonderen Unterton. Allerdings war mir nicht klar, ob er mir auf diese Weise etwas davon anbieten wollte oder einfach nur darauf hinweisen, dass der Betrag einen Einfluss auf unsere Entscheidung haben sollte.

»Hör zu, Ernie, das ist unser Geld ...« Das klang jetzt eher bettelnd. Er bot mir also etwas davon an.

»Wir können ihn doch nicht so hier liegen lassen.« Und dann fügte ich hinzu, so resolut, wie ich es in meinem ganzen Leben ihm gegenüber noch nie gewagt hatte: »Das kommt nicht infrage.«

Michael dachte kurz darüber nach. Dann nickte er. »Ich schau mal nach ihm«, sagte er.

Er ging rüber, hockte sich neben den Verletzten und blieb ein paar Minuten lang in dieser Position. Ich war froh, dass ich mitgekommen war; ich glaube, es war wichtig. Ein älterer Bruder hört meistens nicht auf den jüngeren, aber in diesem Fall brauchte er mich. Um es in Ordnung zu bringen. Der Mann war die ganze Zeit am Leben gewesen, und wir würden ihn nun ins Krankenhaus bringen. Ich konnte nicht viel erkennen, weil Michael recht groß ist, aber ich konnte sehen, wie er sich über den Mann beugte, die Arme ausstreckte und vorsichtig seinen Kopf berührte für den Fall, dass die Wirbelsäule in Mitleidenschaft gezogen war. Michaels schmale Schultern bewegten sich rhythmisch auf und ab. Herz-Lungen-Massage, als wollte er

einen Rasenmäher zum Laufen bringen. Ich sah die Beine des Mannes und bemerkte, dass ihm ein Schuh fehlte. Michael war jetzt schon eine ganze Weile mit ihm zugange. Etwas stimmte nicht. Wir sind jetzt auf Seite 22.

Michael stand auf und kam zu mir. »Wir können ihn jetzt begraben.«

Das war nicht das, was ich von ihm hören wollte. Nein, nein. Das konnte nicht sein. Ich taumelte zurück und fiel auf meinen Hintern. Spürte klebrige Spinnweben an meinen Armen. »Was ist passiert?«

»Er hat aufgehört zu atmen.«

»Er hat aufgehört zu atmen?«

»Ja, hat er.«

»Ist er tot?«

»Ja.«

»Bist du sicher?«

»Ja.«

»Wieso?«

»Er hat einfach aufgehört zu atmen. Setz dich ins Auto.«

MEINE STIEFSCHWESTER

KAPITEL 2

Es geht gleich weiter mit der Geschichte, aber zuerst möchte ich ein paar Dinge erklären. Vor allem wünschte ich, ich *hätte* die Person umgebracht, die unser Familientreffen in ein Ski-Resort verlegt hat.

Normalerweise lösche ich alle Einladungen mit angehängter Excel-Tabelle sofort. Aber Über-Organisation ist eine Spezialität meiner Tante Katherine, und die E-Mail mit der Einladung zum Cunningham-Garcia-Treffen kam nicht nur mit einer animierten Schneeflocke im Anhang, sondern betonte auch, dass Anwesenheit Pflicht sei. In unserer Familie bin ich für meine Ausflüchte bekannt, sei es ein krankes Haustier, ein kaputtes Auto oder ein zeitintensives Manuskript. Und übrigens hat niemand sich in den vergangenen drei Jahren jemals über meine Abwesenheit beklagt.

Dieses Mal ließ Katherine keinen Widerspruch zu. Die Einladung versprach ein amüsantes Wochenende in angenehmer Abgeschiedenheit, wo wir uns alle gemeinsam über die neuesten Entwicklungen austauschen könnten. Die Worte »Pflicht« und »alle gemeinsam« waren fett markiert. Wenn ich mich sonst auch noch so gut aus allem rausreden kann, nicht mal ich wage es, gefetteten Worten zu widersprechen. Und obwohl »alle gemeinsam« nicht unbedingt speziell auf mich gemünzt war, wusste ich doch genau, wer gemeint war – und das bedeutete, dass auch ich hinfahren würde. Abgesehen davon ertappte ich mich, während ich die Tabelle bezüglich eventueller Allergien, meiner Schuhgröße, wie ich mein Steak gebraten haben wollte

und dem Nummernschild meines Wagens ausfüllte, wie ich mir schon ein Wochenende in einem schneebedeckten Dorf ausmalte, mit knisterndem Kaminfeuer in einer Blockhütte.

Stattdessen kam ich komplett durchgefroren eine Stunde zu spät zum Mittagessen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass ich über unbefestigte Straßen fahren würde. Es war ein klarer Tag, die Sonne war blass, lockerte aber den festgefahrenen Schnee so weit auf, dass mein Honda Civic ganz schön ins Schlingern geriet. Ich hatte also umkehren und mir im Tal für eine exorbitante Gebühr Schneeketten ausleihen müssen, die ich dann im Matsch kniend am Straßenrand aufziehen musste, während der Rotz, der mir aus der Nase tropfte, zu Stalaktiten gefror. Ich würde immer noch da herumhocken, wenn nicht eine Frau mit einem professionell ausgestatteten Land Rover mit Vierradantrieb und Ansaugschnorchel angehalten und mir, wenn auch nicht ohne mich abschätzig zu beäugen, ihre Hilfe angeboten hätte. Als ich weiterfuhr und immer wieder bange Blicke auf die Uhr im Armaturenbrett warf, musste ich mich entscheiden, ob ich heizen oder die beschlagene Windschutzscheibe freikriegen wollte. Und mit den Schneeketten kam ich nicht schneller als vierzig Meilen pro Stunde voran. Ich wusste ganz genau, wie sehr ich mich verspätet hatte – dank des Ablaufplans, den Katherine per Excel-Tabelle verschickt hatte.

Endlich erreichte ich die Abzweigung, wo ein Schild auf einer Pyramide aus Steinbrocken mit der Aufschrift »Sky Lodge Mountain Retreat!« nach rechts deutete. Ich las ein nicht vorhandenes Komma mit: »Sky Lodge Mountain, Retreat!« – »Den Rückzug antreten« schien mir ein guter Rat im Zusammenhang mit einem Familientreffen der Cunninghams. Leider saß niemand im Auto, dem ich diesen Witz erzählen konnte, aber ich wusste, dass Erin solche Kalauer lustig fand. Ich hörte sie in meiner Vorstellung darüber lachen und nahm das als Kompliment. Mir ist übrigens durchaus bewusst, dass unsere Vornamen Ernie und Erin praktisch Anagramme sind. Wenn

Leute uns fragen, wie wir uns kennengelernt haben, sagen wir immer »alphabetisch«. Ja, ich weiß schon, madiger Humor.

In Wahrheit war es viel banaler: Wir fanden zueinander, weil wir jeweils mit nur einem Elternteil aufgewachsen waren. Bei unserem ersten Treffen erzählte sie mir, ihre Mutter sei an Krebs gestorben, als sie noch klein war, weshalb ihr Vater sie allein aufzog. Von meinem Vater werde ich später noch berichten. Aber damals, als wir uns kennenlernten, wusste sie bereits von ihm. Ein schlechter Ruf ist leicht zu googeln.

An der Abzweigung stand ein klobiges Gebäude, das wie eine Kneipe aussah, wenn man von dem Schild ausging, auf dem einfach nur »BIER!« stand. Eine Menge Skier waren an die Wand gelehnt. Es sah aus wie eines von den heißen, stickigen Lokalen, in denen man das Fenster ablecken könnte, anstatt was zu trinken zu bestellen, und wo der Souschef eine Mikrowelle ist. Ich behielt es im Kopf als eventuellen Fluchttort. Immerhin stand mir ein Familientreffen über das ganze Wochenende bevor, das heißt eine Reihe von gemeinsamen Essen im Wechsel mit taktischen Rückzügen hinter verschlossene Türen. Es wäre nicht schlecht, eine Alternative zu kennen.

Oh, Erin ist übrigens nicht tot. Mir fällt gerade auf, dass meine Andeutung einer vergangenen Liebschaft so klingt, als würde ich Ihnen später offenbaren, dass sie die ganze Zeit schon gar nicht mehr am Leben war. Genau so läuft das doch in dieser Art Bücher, aber hier ist es nicht der Fall. Sie wird einen Tag später eintreffen. Formal betrachtet sind wir sogar immer noch verheiratet. Und abgesehen davon passt es nicht zu meiner vorherigen Auflistung von Seitenzahlen.

Kurz nach der Abzweigung stellte ich fest, dass ich nicht länger bergauf fuhr, sondern abwärts. Schließlich gaben die Bäume den Blick frei auf ein spektakuläres Tal, an dessen Fuß sich die Sky Lodge befand. Es wurde als das höchste Drive-in-Hotel in Australien beworben, was ungefähr so originell ist, wie jemanden als »größten Jockey der Welt« zu bezeichnen. Aber

immerhin gehörte ein Golfplatz dazu, den man am Berghang angelegt hatte, ein See, in dem man Forellen angeln oder mit dem Boot herumrudern konnte, und man hatte Zugang zum nahe gelegenen Ski-Resort (die Liftgebühren waren im Preis natürlich nicht inbegriffen) und einem Hubschrauberlandeplatz. Ich zitiere hier aus der Werbebrochure, denn es hatte letzte Nacht stark geschneit, und alles, angefangen bei der Straße über den Par-400-Golfplatz bis hin zu der kahlen Fläche ein paar Hundert Meter unterhalb des Gästehauses (wahrscheinlich der See), lag unter einer dicken Schicht Pulverschnee. Das Tal wirkte gleichzeitig flach und abschüssig, klein und endlos.

Ich ließ den Honda vorsichtig den Hang hinunterrollen. Ausgedehnte weiße Flächen haben es so an sich, dass sie die Wahrnehmung einschränken, und wenn ich nicht die kleine Ansammlung von Gebäuden in der Talsohle als Richtpunkt gehabt hätte, wäre mir nicht aufgefallen, wie steil es plötzlich bergab ging, und wäre viel zu spät in die Bremsen gestiegen und ohne Widerstand nach unten geschlittert, wo ich entweder tot oder zu früh zum Mittagessen angekommen wäre.

Im Zentrum des Resorts befand sich ein mehrstöckiges Gästehaus mit Säulenportal, strahlend gelb gestrichen, damit es sich deutlich vom gebirgigen Hintergrund abhob. Aus einem gemauerten Schornstein, der sich gegen die eine Hausseite zu lehnen schien, stieg Rauch auf, und auf dem Dach türmte sich so viel Schnee, dass jeder Werbefachmann ins Träumen geraten wäre. Fünf Reihen Fenster waren zu sehen, hinter einigen schimmerte warmes Licht, wie bei einem Adventskalender. Hinter dem Gästehaus lag ein Dutzend Nurdachhäuser, die in zwei Reihen zu je sechs Gebäuden am Hang angeordnet waren. Panoramafenster an der Giebelseite sorgten für einen ungehinderten Blick auf die Berglandschaft. Eins dieser wie Raubtierzähne aufragenden Gebäude war für mich reserviert, aber ich war mir nicht sicher, welches die Nummer 6 war, die Katherine in ihrer Planung für mich vorgesehen hatte. Also stellte ich den

Honda auf dem Parkplatz vor dem Gästehaus ab, wo schon andere Fahrzeuge standen.

Einige davon kannte ich: den Mercedes SUV meines Stiefvaters mit dem irreführenden Schild »Baby an Bord« am Heckfenster, weil er dachte, die Cops würden ihn deswegen nicht so häufig anhalten; den Volvo Kombi von Tante Katherine, der total eingeschneit war, weil sie schon gestern angereist war; Lucys [AUTOMODELL ZENSIERT], der so weiß war wie der Schnee und von zahllosen Instagram-Posts bekannt als ihre »Prämie für besondere Verdienste«. Der Land Rover meiner patenten Retterin war auch da – selbstverständlich; in dieser Art Bücher darf man sogar das Nummernschild erwähnen: M33T-QT. Ich erkannte ihn an dem großen Ansaugschnorchel aus Plastik.

Katherine stürmte mir schon entgegen, bevor ich überhaupt ausgestiegen war, mit diesem leichten Humpeln, das sie sich mit Mitte zwanzig bei einem Autounfall zugezogen hatte. Für meinen Vater war sie die typische kleine Schwester. Der Altersunterschied war so deutlich, dass ich, als meine Mutter in ihren Dreißigern uns Cunningham-Boys herauspresste, altersmäßig näher an Katherine war als meine Mutter. In meiner Kindheit war mir Katherine immer jugendlich, energiegeladen und witzig erschienen. Sie brachte uns tolle Geschenke mit und erzählte uns fantastische Geschichten. Damals dachte ich, sie sei allgemein sehr beliebt, weil bei Grillabenden, wenn sie nicht anwesend war, immer von ihr gesprochen wurde. Aber als ich älter wurde, erkannte ich, dass jemand, über den alle reden, nicht unbedingt beliebt sein muss. Das änderte sich schlagartig wegen einer nassen Straße und einer Bushaltestelle. Bei dem Unfall brach sie sich einige Knochen und zertrümmerte sich das Bein. Aber danach wirkte sie aufgeräumter. Eigentlich müssen Sie nur zwei Dinge über Katherine wissen: Ihre Lieblingssätze sind: »Wann genau soll das sein?« und »Re: meine vorherige Mail«.

Sie trug eine strahlend blaue Thermojacke unter einer di-

cken North-Face-Weste, knisternde wasserdichte Hosen und Wanderstiefel, die so steif aussahen wie altbackenes Brot. Alles picobello und direkt von der Stange. Sie sah aus, als wäre sie in einen Outdoor-Shop gegangen und hätte auf eine Ausstellungspuppe gedeutet und gesagt: »Das nehme ich.« Andrew Millot, ihr Ehemann (den wir alle Andy nennen), folgte ihr in angemessenem Abstand. In seiner Jeans und der Lederjacke wirkte er vergleichsweise jämmerlich, als hätte er die ganze Zeit über in diesem Outdoor-Laden gestanden und auf die Uhr geschaut. Ohne das Gepäck oder die Winterjacke herauszuholen, eilte ich Katherine entgegen, denn ich fürchtete mich weniger vor der eisigen Kälte als vor ihrer scharfen Zunge.

»Wir haben schon gegessen«, war ihr einziger Kommentar und sollte wahrscheinlich gleichermaßen Kritik und Bestrafung ausdrücken.

»Katherine, es tut mir leid. Ich hatte Probleme, als es bei Jindabyne bergauf ging. Neuschnee.« Ich deutete auf die Schneeketten. »Glücklicherweise hat mir jemand geholfen, diese Dinger anzulegen.«

»Hast du denn nicht den Wetterbericht studiert, bevor du losgefahren bist?« Es klang, als könnte sie nicht glauben, dass jemand derart leichtfertig das heilige Konzept von Pünktlichkeit aufs Spiel setzen sollte, indem er sich vor Abfahrt nicht über die Wetterbedingungen informierte.

Ich gab zu, dass ich das nicht getan hatte.

»Das hättest du aber berücksichtigen müssen.«

Ich gab zu, dass ich das hätte tun sollen. Sie zog eine Schnute. Ich kannte Katherine gut genug, um zu wissen, dass sie einfach nur ihre Ansage machen wollte, also hielt ich den Mund. »Na schön«, sagte sie schließlich, beugte sich vor und gab mir einen eisigen Wangenkuss. Ich habe nie herausgefunden, wie man auf einen Wangenkuss reagieren muss, aber ich nahm mir ihren Rat zu Herzen, das Wetter – ihr stürmisches Betragen – besser zu berücksichtigen, und entschied mich für einen lautstarken Luft-

kuss neben ihrem Gesicht. Sie drückte mir einen Schlüsselbund in die Hand und sagte: »Unser Zimmer war gestern noch nicht fertig, also bist du jetzt in Nummer 4. Alle sind im Speisesaal. Schön dich zu sehen.«

Sie wandte sich um und ging zurück ins Gästehaus, bevor ich irgendwelchen Small Talk beginnen konnte. Wenigstens wartete Andy auf mich und gab mir schließlich, anstatt »Hallo« zu sagen oder die Hände aus den Taschen zu nehmen, um sie mir zur Begrüßung zu reichen, einen lässigen Stoß mit der Schulter. Es war verdammt kalt, aber ich musste mich jetzt meinen sozialen Verpflichtungen widmen, also blieb die Winterjacke erst mal im Wagen liegen. Der Wind war schneidend, ich spürte, wie er durch meine Kleider fuhr und mich überall abtastete, als würde er nach Geld suchen, das ich ihm schuldete.

»Tut mir leid«, sagte Andy mitfühlend. »Du solltest sie nicht so reizen.« Das war typisch Andy. Einerseits machte er auf Kumpel, andererseits stellte er sich schützend vor seine Frau. Er war einer von den Männern, die ihrer Frau während einer Dinnerparty eifrig zustimmen, aber, sobald sie auf der Toilette verschwindet, kopfschüttelnd erklärt: »Meine Güte, Frauen!« Er hatte eine rote Nase, aber das konnte auch an der Kälte und weniger am Alkohol liegen. Seine Brillengläser waren leicht beschlagen. Sein gut getrimmter, tief schwarzer Kinnbart klebte in seinem Gesicht wie ein Beutestück, das er einem viel jüngeren Mann abgenommen hatte. Er war Anfang fünfzig.

»Ich habe gestern Abend keinen Regentanz aufgeführt, nur um so eine Laune abzukriegen«, sagte ich.

»Weiß ich doch, Kumpel. Aber das ist ein anstrengendes Wochenende für alle Beteiligten. Also kein Grund, dich über sie lustig zu machen, während sie versucht, allen entgegenzukommen.« Er hielt inne. »Ist doch kein großes Ding – solange sie nicht dazwischenfunkt, wenn wir uns ein paar Bier hinter die Binde kippen.«

»Ich habe mich nicht über sie lustig gemacht. Ich bin bloß

spät dran.« Beim Näherkommen bemerkte ich meine Stiefschwester Sofia, die auf der Veranda stand und eine Zigarette rauchte. Sie verzog das Gesicht, als wollte sie sagen: Da drinnen ist die Stimmung ziemlich mies.

Andy ging einige Schritte schweigend weiter. Und obwohl ich innerlich darum bettelte, er möge es lassen, holte er tief Luft und sagte: »Ja, aber ...« Für mich war jetzt klar, dass es nichts Traurigeres gibt als einen Mann, der ständig für eine Frau einsteht, die das sehr gut selbst tun kann. »Sie hat eine Menge Arbeit in diese Einladung investiert, und du hättest dich nicht über ihre Tabellen lustig machen sollen.«

»Hab ich doch gar nicht.«

»Nicht eben. Als du sie zurückgeschickt hast. In die Kategorie ›Allergien‹ hast du ›Tabellen‹ eingetragen.«

»Oh«, sagte ich. Sofia hatte mitgehört und schnaubte amüsiert eine Rauchwolke durch die Nase. Erin, die nicht tot ist, hätte das auch lustig gefunden. Andy hatte nicht erst laut aussprechen müssen, was ich in der Rubrik »im Notfall zu benachrichtigende Angehörige« geschrieben hatte – *Ist ein Familientreffen, alle betreffenden Personen anwesend; es sei denn, Lawine kommt* –, um mich wie ein Arsch zu fühlen. »Ich reiß mich zusammen.«

Andy lächelte, er war zufrieden, seine ehelichen Pflichten erfüllt zu haben, nicht unbedingt einfühlsam, aber er hatte es abgehakt.

Er ging rein und machte eine Trink-Geste, als wollte er damit signalisieren, dass er mir einen Drink spendieren wollte, um unseren kumpelhaften Pakt zu besiegen. Ich blieb erst mal bei Sofia stehen. Sie stammt aus dem tropischen Guayaquil in Ecuador und hasst die Kälte. Sie trug unter ihrer Winterjacke mindestens drei Rollkragenpullis übereinander. Ihr Kopf sah aus wie eine Knospe, die aus einem Ring von Blütenblättern ragte. Trotz der ganzen Polsterung hatte sie einen Arm um ihre Taille geschlungen, um sich selbst zu wärmen. Ich war besser

an Kälte gewöhnt als sie, da ich jahrelang Eisbäder genommen hatte (Fun Fact: Kälte erhöht die männliche Fruchtbarkeit), aber trotzdem wollte ich kein längeres Gespräch führen, weil die Kälte auch mir schon in die Knochen kroch.

Sie bot mir eine Zigarette an, obwohl sie wusste, dass ich nicht rauche. Sie tat das einfach gern. Ich wedelte den Rauch weg.

»Toller Anfang«, sagte sie ironisch.

»Man soll sich immer von Anfang an beliebt machen.«

»Schön, dass du endlich da bist. Ich hab dich sehnstüchtig erwartet. Der Trubel, den du verursachst, verschafft mir ein wenig Luft. Hier.« Sie reichte mir ein quadratisches Pappstück mit einem aufgedruckten Gitternetz. In jedem Kasten stand ein kurzer Satz, jeweils einem Familienmitglied zugeordnet: *Marcelo brüllt den Kellner an; Lucy versucht, dir ALLES zu verkaufen*. Mein Name wurde auch genannt: *Ernest macht etwas kaputt*. Das stand in der mittleren linken Tabellenspalte.

»Bingo?«, fragte ich, als dich die Überschrift las: *Familientreffen-Bingo*.

»Ich dachte, das könnte lustig werden. Hab ich für dich und mich gebastelt.« Sie hielt ihre Karte hoch. Darauf war bereits ein Kreuz eingetragen. »Alle anderen würden uns das Spiel nur verderben.« Sie rümpfte die Nase.

Ich schnappte mir ihre Karte. Darauf standen andere Aussagen als bei mir zur Auswahl, aber auch einige allgemeine Ereignisse. Grammatikalisch war es ein einziges Durcheinander, hier und da Großbuchstaben zur Hervorhebung, absurde Einschübe, keine Satzzeichen. Manches war witzig, anderes nicht. Bei mir konnte man sichergehen, dass ich zu spät kommen würde, genau wie man darauf wetten konnte, dass Marcelo die Bedienung zusammenstauchen würde, aber in einem Kasten rechts unten stand: *Lawine*. Ich schaute wieder auf meine Karte. Da war an gleicher Stelle eingetragen: *Knochen gebrochen (ODER jemand stirbt)*, mit einem unpassenden Smiley verse-

hen. Ein Kästchen hatte Sofia schon angekreuzt: *Ernest kommt zu spät.*

»Das ist gemein.« Ich gab ihr die Karte zurück.

»Du solltest dich ranhalten. Bist du dabei?«

Ich nickte. Sofia rauchte zu Ende und schnippte die Kippe über die Veranda in den Schnee. Auf der frischen weißen Schneedecke wirkte sie fehl am Platz. Sofia verzog das Gesicht, stieg von der Veranda, hob die Kippe auf und steckte sie in die Tasche.

»Weißt du«, sagte sie, als sie mich hineinführte, »du solltest dich sehr gut benehmen, wenn du dieses Wochenende lebend überstehen möchtest.«

Ich schwöre beim Leibhaften, dass sie das gesagt hat. Und sie hat mir sogar dabei zugezwinkert. Als wäre sie diejenige, die diese verdammt Geschichtte erzählt.

KAPITEL 3

Das Gästehaus war eine Jägerhütte, die auf Ritz machte: Jede Oberfläche, jedes Geländer und jeder Türrahmen war mit üppigen Holzverzierungen versehen. Sanftes Licht drang aus elektrischen Lampen an der Wand, deren Glasschirme wie Blumen aussahen, im Foyer lag sogar ein roter Teppich, und ein unter dem Dach befestigter Kristalllüster hing bis auf die Höhe der Galerie des zweiten Stocks herab. Alles hier ab Hüfthöhe war elegant genug, um die vom Schnee angefressene untere Hälfte wettzumachen. Es war die Hotel gewordene Video-Konferenz in Business-Hemd und Unterhose. Die Teppiche waren abgenutzt von den Gästen, die den Schnee von ihren Stiefeln stampften, und der leicht gewölbte Holzboden darunter knarrte, als hätte man ihn nicht richtig festgenagelt. Und auch die vielen Flicken in den Teppichen sowie die provisorisch zugenagelten Mäuselöcher sprachen Bände, das Motto: Lieber gleich selbst

ausbessern als warten, bis der Fachmann aus dem Tal es bis zu uns geschafft hat. Von der Feuchtigkeit ganz zu schweigen. Das ganze Gebäude roch wie mein Auto, wenn ich vergessen habe, das Verdeck während eines Gewitters zu schließen. Je höher es liegt, umso mehr Sterne bekommt ein Hotel. Und auch wenn dies hier ein Zwei-Sterne-Haus war, das sich als Vier-Sterne-Etablissement ausgab, hatte es doch seinen Charme.

Die Unterhaltungen versiegten, als ich in den Speisesaal trat, wo alle ihren Nachtisch zur Hälfte aufgegessen hatten. Ich wurde von einer Sinfonie klimpernder Löffel begrüßt, die auf die Teller gelegt wurden. Meine Mutter Audrey saß am Kopfende des Tisches und musterte mich kritisch. Sie hatte ihr drahtnetzartiges Silberhaar zu einem Pferdeschwanz gebunden, über ihrem rechten Auge war eine Narbe. Sie wartete einen Augenblick – vielleicht um sich darüber klar zu werden, ob es sich um mich oder meinen Bruder handelte (wir hatten sie beide eine Weile nicht gesehen) –, dann schob sie den Stuhl zurück und ließ ihr Besteck laut klappernd auf den Tisch fallen. Eine Geste, die seit meiner Kindheit jede Diskussion zum Verstummen brachte.

Mein Stiefvater Marcelo saß links neben ihr. Marcelo ist korpulent und kahlköpfig und hat Speckfalten im Nacken, bei denen ich mir immer vorstelle, dass er die Zwischenräume mit Zahnsseide reinigen muss, damit sich dort kein Schimmel bildet. Er legte eine schwere Hand auf Audreys Arm. Nicht, um sie zu kontrollieren; ich möchte Missverständnissen bezüglich des Verhältnisses meiner Mutter zu Marcelo ebenso wie voreiligen Schlüssen über dessen Rolle als Stiefvater vorbeugen. Es ist nämlich so: Mein Stiefvater trägt immer eine Presidential Rolex aus dem späten 1980er-Jahren, die mit ihrem Platingehäuse knapp ein halbes Kilogramm wiegt – was ich herausfand, als ich irgendwann einmal neugierig und mit feuchten Augen den Anschaffungspreis gegoogelt habe. Das bedeutet, dass alles, was er mit seiner rechten Hand tut, wortwörtlich eine schwergewich-

tige Geste ist. Die Anzeige für diese Uhr, das erinnere ich noch, war ziemlich lächerlich: *ein Erbstück, das schwer wiegt*. Marcelo trägt sie schon, seit ich ihn kenne. Und ganz bestimmt komme ich nicht als Erbe für dieses gute Stück infrage. So dämlich der Slogan auch war, klang er immer noch besser als manche andere dieser Art, zum Beispiel: *bis dreihundert Meter Tiefe und kugelsicheres Glas: So sicher wie ein Banktresor* – als wäre es selbstredend, dass alle Millionäre einen Nebenjob als Tauchlehrer haben.

»Ich bin fertig«, sagte Audrey und schüttelte Marcelos Hand ab, die mit einem dumpfen Schlag auf der Tischplatte landete. Audreys Teller war immer noch halb voll.

»Oh, werd endlich erwachsen«, murmelte Sofia und setzte sich gegenüber von Marcelo neben Lucy (meine Schwägerin, die, man erinnere sich, in Kapitel 1 von Michael erwähnt wird). Lucy hatte sich herausgeputzt für dieses Wochenende: Ihre blonden Haare waren zu einem Bob geschnitten, und aus dem Kragen ihrer nagelneuen Strickjacke hing das Etikett. Ich weiß nicht, ob Sofia sich das nur traute, weil Lucy als Schutzschild dazwischenstand, oder ob sie nichts von der Vorliebe meiner Mutter für spitzes und scharfes Besteck wusste, aber so ein Spruch wäre für eine Blutsverwandte tödlich gewesen. In diesem Fall jedoch war der einzige Effekt, dass meine Mutter ihren Drang, den Tisch zu verlassen, aufgab und sich auf ihren Sitz zurückfallen ließ.

Zusammen mit Andy und Katherine waren alle pünktlich eingetroffenen Mitglieder der Familie hier versammelt. Ich nahm schweigend neben Sofia Platz, vor mir stand ein zudeckter Teller. Jemand hatte mein Hauptgericht gerettet, Rindfleisch nach Art der Tabelleneingabe. Offenbar hatte Katherine einige Zeit darauf verwandt, mit glühendem Blick die Glocke anzustarren, denn sie war immer noch lauwarm. Vor Lucy stand ein zusätzlicher Teller, was bedeutete, dass sie sich meine Vorspeise angeeignet hatte. Ich fragte mich, ob sie einfach nur

hungrig gewesen war oder ob es sich hierbei um eine wohlüberlegte Geste handelte.

Was Sie noch über mich wissen sollten: Ich betrachte die Dinge immer aus mehreren Perspektiven, versuche immer auch die Kehrseite der Medaille im Blick zu haben.

»Also dann«, sagte Andy und klatschte in die Hände, um das Eis zu brechen. Auf so eine dumme Idee konnte nur jemand verfallen, der in die Familie eingehieiratet hatte. »Was haltet ihr von unserem Quartier? Hat jemand schon den Speicher ausgkundschaftet? Ich habe gehört, dort gäbe es einen Whirlpool. Und auf dem Dach kann man Golf spielen. Die Frau an der Rezeption hat mir gesagt, wer von dort oben die Wetterstation trifft, bekommt einen Hunderter auf die Hand. Wer ist dabei?« Er warf Marcelo einen auffordernden Blick zu, der eher für eine Golft partie als für einen Aufenthalt im Schnee angezogen war. Er trug eine karierte Sweater-West e, von der sogar ich wusste, dass sie aus Baumwolle, nicht aus Wolle war. In dieser kalten, feuchten Luft musste man sich damit den Tod holen. Nach dem peinlichen Erlebnis mit der Frau mit dem Land Rover war ich froh, zumindest eine warme Fleece-Jacke mitgenommen zu haben.

»Ernie?« Andy ließ seinen Blick weiter über den Tisch gleiten. Katherine, die zwischen ihm und Marcelo saß, stieß ihn mit dem Ellbogen an, um ihn zum Schweigen zu bringen. Mit dem Feind sprechen war verboten.

Wir aßen schweigend, aber ich wusste, dass alle am Tisch das Gleiche dachten wie ich: Derjenige, dessen Idee es gewesen war, dieses Wochenende einen Tag früher zu beginnen, wo doch alle wussten, dass der Grund für unsere Anwesenheit erst morgen eintreffen würde, gehörte auf einen Schlitten gefesselt und auf direktem Weg ins Tal geschickt.

Man kann eine Menge über Leute lernen, wenn man zuschaut, wie sie sich in einer Situation unangenehmen Schweigens verhalten. Ob sie sich darauf einlassen oder es unter-

brechen. Geduld scheint jedenfalls keine Tugend unter den angeheirateten Familienmitgliedern zu sein, denn Lucy unternahm als Nächste den Versuch, eine Unterhaltung zu beginnen.

Lassen Sie mich kurz etwas über Lucy anmerken. Sie ist leitende Angestellte bei einem unabhängigen Digitalunternehmen, was bedeutete, dass sie regelmäßig eine Menge Geld im Internet versenkt. Sie ist ungefähr so sehr Geschäftsfrau, wie Andy ein Feminist ist – sie behauptet es ständig lautstark, ist aber die Einzige, die es glaubt.

Ich möchte den Namen ihrer Firma lieber nicht nennen, um eine Klage wegen Geschäftsschädigung zu vermeiden, aber ich erinnere mich, dass sie vor einiger Zeit zur »Vice Executive Regional President« (oder so ähnlich) ernannt wurde, zusammen mit ungefähr zehntausend anderen. Ein willkürlicher Titel, es sei denn, man übersetzt Vice mit »Laster« und bezieht das Ganze auf ihre Angewohnheit, ihren Freunden ständig irgendwelche überflüssigen Produkte aufzuschwätzen, die sie gar nicht brauchen. In dieser Hinsicht hatte sie definitiv präsidentielle Qualitäten. Das war auch der Grund, warum sie den Wagen besaß, den ich draußen vor dem Haus gesehen hatte. In einem Post auf Instagram hatte sie behauptet, er sei eine Belohnung für guten Einsatz gewesen. Ich wusste aber, dass sie ihn bloß geleast hatte und lediglich einen monatlichen Zuschuss dafür von der Firma bekam, allerdings unter sehr strengen Konditionen. Wurden diese verletzt, fiel der Zuschuss automatisch weg, und die Besitzerin musste zusehen, wie sie die horrende Leasing-Gebühr selbst zusammenbrachte. Das bedeutete, das Auto kostete sie nichts, bis es sie doch was kosten würde.

Ich war mir sicher, dass Lucy längst gegen die Konditionen verstößen hatte und den Wagen aus eigener Tasche bezahlte. Aber genau darum ging es ja: niemals zulassen, dass die Wirklichkeit das Bild des eigenen Erfolgs trübt. Ein Freund von mir, der als Autoverkäufer arbeitet, hat mir mal erzählt, dass

er einer bestimmten Sorte Frauen Hausverbot erteilen musste, weil sie immer wieder Fotos von sich und einem Fahrzeug auf seinem Parkplatz machten, um es online zu posten und zu behaupten, sie hätten es sich gerade verdient. Sie fuhren dann wütend in ihrem Kleinwagen mit klapperndem Auspuff davon, auf dem Rücksitz eine gigantische rote Schleife, die sie nie auf einem eigenen Luxuswagen drapieren würden. Jetzt verstehen Sie vielleicht auch, warum ich das Modell von Lucys Auto nicht erwähnt habe. Es wären einfach zu viele Klischees auf einmal.

Lucy legt Wert auf die korrekte Formulierung. Sie beschreibt es als ein Geschäftsmodell und bekommt Zustände, wenn jemand dieses eine spezielle Wort dafür benutzt. Da ich ein respektvoller Mensch bin, benutze auch ich es nicht. Ich sage nur so viel: Hier oben in den Bergen passt das Konzept wortwörtlich.

Um sich gut in die Familie einzufügen, ging Erin immer wieder mal pflichtbewusst auf eine von Lucys Partys, um das billigste Produkt zu erstehen, das in diesem Monat angepriesen wurde. Als sie wieder zu Hause war, schrieb sie Rechnungen mit dem Namen der Restaurants, um einen Gegenwert für die erlittene Langeweile auszurechnen, und legte sie auf mein Kopfkissen: Berechnung der Familiensteuer: *Wimpernzange \$15; Anteile x 3 (Gebühr Make-up Tutorial); Überstunden: 1,5 = \$52,50; Bella's Italian.*

»Sind alle gut hier hochgekommen? Mich hat ein Blitzer erwischt – grade so drüber und dafür 220 Dollar? Das ist absolut lächerlich«, sagte Lucy. Die Erleichterung darüber, dass sie nicht anfing, ihre Werbeslogans herunterzubeten, war beinahe körperlich spürbar, auch wenn das bedeutete, dass ich auf meiner Bingo-Karte kein Kreuz machen konnte (bei *Lucy versucht, dir ALLES zu verkaufen*).

»Der Staat braucht Geld«, warf Marcelo ein. »Sie schicken Extra-Streifen los, um sich die Touristen zu schnappen, und

lassen die Anwohner laufen. Deshalb gilt auch Tempo 40. Auf so einer Straße sollte 70 gelten, aber sie wollen, dass man ungeduldig wird.«

»Glaubst du, man könnte dagegen klagen?«, fragte Lucy hoffnungsvoll.

»Nicht im Geringsten.« Ich glaube nicht, dass Marcelo sein Desinteresse so deutlich ausdrücken wollte, aber damit war die Sache gegessen.

»Ist schon jemand in seinem Chalet gewesen? Die sind echt schön.« Katherine startete den nächsten Versuch. »Wir haben die letzte Nacht dort verbracht, und die Aussicht am Morgen ist einfach ...« Sie brach ab, als wäre es unmöglich, die Schönheit eines Sonnenaufgangs in Worte zu fassen, geschweige denn ihr Geschick, einen solchen Blick preisgünstig zu ergattern, angemessen hervorzutun.

»Mir war gar nicht klar«, sagte Marcelo vorsichtig, »dass wir vom Hotel zu unseren Unterkünften *laufen* müssen.«

»Glaubt mir, sie sind viel hübscher als die Räume hier in den oberen Stockwerken«, erklärte Katherine hastig, als hätte sie Anteile an diesem Resort. »Abgesehen davon wollte ich, dass *er* ein bisschen Raum für sich hat. Versteht ihr? Um sich auszubreiten. Mit einer schönen Aussicht. Nicht so ein enges Zimmer, das kaum größer ist als ...«

»Ich glaube, das ist ihm scheißegal, Hauptsache es gibt saubere Bettwäsche und kühles Bier«, sagte Lucy.

»Heißt ja nicht, dass *wir* nicht hierbleiben können«, grummelte Marcelo.

»Wir haben Rabatt bekommen, weil wir alle sechs Chalets gebucht haben, schon vergessen?«

»Das macht deinen Strafzettel wieder wett.« Ich konnte nicht anders, als Lucy ein wenig zu piesacken. Aber bis auf Sofia, die kurz grinste, fand das niemand witzig.

Marcelo zog sein Portemonnaie hervor. »Wie viel kostet es, wenn ich das Zimmer wechseln möchte?«